Grünberger Wochenblatt.

20. Jahrgang. **№ 23.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 18. März 1844.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung von Gustav vom See.

I.

Es war im November des Jahres 1814, als ich gegen Abend über eine unwirthbare Höhe der Eifel ritt. Der kurze, trübe Tag schien sich zu beeilen, diese wilde einförmige Gegend zu verlassen; ein schmaler greller Lichtstreif im Westen, von dicken formlosen Dunstwolken eingerahmt, war der letzte Gruß, den er ihr zusandte, dann räumte er der dunkeln Gefährtin seine reizlose Herrschaft. Diese zog nicht in dem Zauber ihres Sternenmantels oder in dem sanften Strahlenschmucke des Mondlichtes herauf, sondern eingehüllt in finstere graue Nebelgewänder, welche unheimlich am Himmel hinflatterten, zuweilen über die Erde streiften, dann in den Thälern hängen blieben und dort dem kommenden Tage Trotz boten, um die Rückkehr ihrer Gebieterin zu erwarten. Ich hatte mich von meinem aus Frankreich zurückkehrenden Regimente auf einige Tage beurlaubt, um meinen Oheim, den älteren Bruder meiner Mutter, zu besuchen, der Pfarrer in einem Dorfe war, von welchem ich jetzt nicht mehr fern sein konnte. Obgleich mein Vater sich zur protestantischen Konfession bekannte, und ich sowohl, als meine Geschwister in demselben Bekenntnisse erzogen worden waren, so hatte sich doch stets zwischen meinen Eltern und meinem Oheim, welcher, so wie meine Mutter, dem katholischen Glauben angehörte, das innigste, verwandtschaftlichste Verhältniß erhalten. Niemals war der Briefwechsel ganz unterbrochen gewesen, und ungeachtet der weiten Entfernung hatte der Oheim uns einmal besucht, und mein Vater in meiner Begleitung diesen Besuch erwiedert.

Ich zählte damals acht Jahre. Es waren seit jener Zeit wieder zehn ereignißvolle Jahre verflossen, dennoch lebten die Erinnerungen an jene Reise und an den Aufenthalt bei meinem Oheim so lebhaft in mir, als ob das Alles sich erst vor wenigen Wochen zugetragen hätte.

Es hat wohl Jeder an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß sich einzelne, oft unbedeutende, Vorgänge in dem frühsten kindlichen Alter dem Gedächtnisse mit einer Treue und Festigkeit einprägen, wie dies später nicht mehr möglich ist. Wir würden dies noch mehr empfinden, wenn wir berücksichtigten, daß die Auffassungsweise des Kindes eine ganz andere ist, als die des Jünglings oder der Jungfrau, des Mannes oder der Matrone, und daß uns daher ein Bild aus jener Zeit, wenn wir es später wieder erblicken, in einem veränderten Lichte erscheinen muß. Der Maßstab, den wir dann anlegen, ist ein weit größerer; die Vergleiche, welche wir machen, die Urtheile, welche wir fällen, die Schlüsse, welche wir ziehen, beruhen auf ganz anderen Erfahrungen und Voraussetzungen, darum erscheint uns das, was wir als

Kind bewundert und angestaunt haben, häufig nur noch beachtungswerth, weil es eben den Gegenstand einer jugendlichen Erinnerung bildet, die dann durch den spätern Anblick ihren Reiz und damit ihr Dasein verliert. Und doch ist der Maßstab, mit welchem wir später die Dinge messen, nur um ein Geringes größer und vollkommener wie der kindliche; aber die Ueberschätzung unserer Fähigkeiten, die Bewunderung unseres Ich's, die Begierde nach vergänglichen Gütern und Genüssen — das ist ein Riese, dem Kinde gegenüber! Ein Riese, den aber doch die Berührung jedes Mißgeschickes erzittern macht, und der dem leisen Hauche des Todes eben so schnell erliegt, wie das Kind!

Als ich noch eine halbe Stunde fortgeritten war, senkte sich der Weg von der kahlen Höhe allmälig in das Thal hinab, und ich glaubte die Gegend wieder zu erkennen, welche ich vor zehn Jahren als Knabe so oft durchstreift hatte. Meine Erinnerungen täuschten mich nicht, tief unter mir im Thale blinkten Lichter, ich befand mich am Anfange eines steilen Weges, welcher zu dem Dorfe führte, wo mein Oheim schon seit mehr als dreißig Jahren mit sichtbarem Segen das Amt des Seelsorgers ausübte. Wie die Gegenstände umher mir bekannter wurden, trat auch sein Bild und das der damals hier verlebten Zeit wieder deutlicher vor meine Seele. Ich sah die hohe würdige Gestalt des Pfarrers, seine freundliche Miene, wie er in dem langen enganschließendem schwarzen Ueberrocke und dem Sammetkäppchen, freundlich mit mir sprach, oder mir besorgt zurief, wenn ich bis in die höchsten Spitzen der Bäume geklettert war; wie er mit meinem Vater in der Laube des kleinen Gartens saß, wo sie sich immer lange unterhielten, und wohin die alte Margarethe dann jedesmal unaufgefordert den Wein brachte.

Ich stieg ab und führte mein müdes Pferd den steilen Weg hinunter; es stolperte zwar zuweilen in der Dunkelheit über die vielen umher liegenden Steine, gelangte aber doch bald wohlbehalten mit mir an das Ufer des Baches, der den sonst einfachen Tisch meines Oheims häufig mit schönen, frischen Forellen besetzen ließ. Die Glocke der auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte des Dorfes stehenden Kirche schlug sechsmal, als ich vor dem nahe gelegenen Pfarrhause hielt. Die Erscheinung eines Reiters ist in einer solchen stillen ländlichen Welt ein zu hervorragendes Ereigniß, als daß sie nicht gleich wahrgenommen werden sollte. War doch selbst der langjährige Krieg mit all seinem Schrecken und Gräuel über das Land hinweggezogen, ohne unmittelbar das verborgene Asyl dieses einsamen Gebirgsdorfes berührt zu haben. Sobald daher der Hufschlag meines Pferdes in der menschenleeren, dunkeln Gasse hörbar wurde, öffnete sich bald hier, bald dort eines der kleinen erleuchteten Fenster, und ein neugierig umherspähender Kopf füllte den Rahmen aus, oder es erschienen an den offenstehenden Thüren die Bewohner der niedrigen, unregelmäßig umherliegenden Häuser und horchten verwundert, wer die abendliche Ruhe des Dorfes noch stören möge. Ueberall wurden die Hunde lebendig, und so war es denn sehr natürlich, daß die alte Margarethe fast in demselben Augenblick mit einem Lichte, dessen Flamme sie mit vorgehaltener Hand vor dem Zugwinde schützte, in der Hausthüre erschien, als ich vom Pferde sprang und ihr einen guten Abend zurief. (Fortsetzung folgt.)

Theater in Grünberg.

Am Dienstag verkündigte uns der Zettel die Aufführung von Romeo und Julia, einer Vorstellung, der wir als der ersten diesjährigen Oper mit gespannter Erwartung entgegensahen. Den Sängern war schon von Liegnitz her ein guter Ruf vorangegangen, und um so mehr mußte es uns verwundern, daß trotzdem und ungeachtet der seit einiger Zeit auch hier allgemein zur Schau getragenen Musikliebe um 7 Uhr uns ein fast noch leeres Haus empfing; während die wenigen Anwesenden mit spärlichen Ausnahmen nicht einmal der haute volée (die von der Ungunst des Wetters ja nicht abhängt) angehörten. — Es ist ein leidiges Vorurtheil, auf kleineren Bühnen könne eine Oper überhaupt nicht so zur Aufführung kommen, wie es der gute Geschmack verlange; freilich läßt eine solche Darstellung immer Manches zu wünschen übrig, warum sollten uns aber einige angenehme, geübte Stimmen, Fleiß und Mühe nicht genügen, uns, deren Ohren hier wahrlich durch zu gute und zu viele Musik noch nicht verwöhnt sind? — Und ist doch die schwächste Seite einer solchen Darstellung, das Orchester, ein rein vaterländisches Produkt! Schlimm genug, daß unsere besten Kräfte, die das Orchester vervollständigen

und beben könnten (was in andern Provinzialstädten bei Aufführung von Opern häufig geschieht), sich hier scheu und vornehm davon zurückziehen.

Die Darstellung anbetreffend, war die Rolle der Julia in Bezug auf Gesang durch Mad. Böhn recht gut repräsentirt; eine gewisse Lauheit in ihrem Spiel darf man ihr, die der geringe Besuch nicht zu besonderen Anstrengungen aufmuntern konnte, nicht recht zum Vorwurf machen. Ihre Stimme hat einen ziemlichen Umfang, angenehmen Klang und eine gewisse Ausdrucksfähigkeit, die in der Scene mit ihrem Vater sich bis zur Leidenschaftlichkeit steigerte. — Romeo (Dem. Wiegand) gefiel durch Spiel und Haltung allgemein, obgleich die etwas affectirte Vortragsweise so wie das grelle Ueberspringen vom Forte zum leisesten Piano dem Wohllaut ihrer Stimme Eintrag that. Man lohnte ihre Bemühungen durch Hervorruf. — Statt des angekündigten Herrn Bachmann sang Herr Albert die Rolle des Tebaldo; und wie angenehm überrascht waren wir nicht, als wir gleich nach den ersten Takten eine herrlich ausgebildete Tenorstimme erkannten, der zwar der Reiz der ersten Frische fehlt, die aber doch durch Schule und edlen Vortrag mehr als befriedigte. Auch Lorenzo (Herr Müller) ließ eine klangvolle Baßstimme vernehmen, und erwarb sich durch fleißiges Spiel, ebenso wie Capellio (Herr Grahl) allgemeinen Beifall. Einen komischen Eindruck machte der Chor durch seine schwache Besetzung. Hätte die Stimme des einen ungenannten Choristen sich einer solchen Kraft und Fülle zu erfreuen gehabt, wie sein Bartwuchs, wahrlich, wir hätten uns zu einer solchen Acquisition Glück wünschen können.

Donnerstag der Wildschütz. Abgesehen von der sehr frivolen Tendenz des Stückes, bot diese Oper durch einzelne wirklich komische Scenen eine angenehme Unterhaltung dar, die durch gerundetes Zusammenspiel erhöht wurde, wofür sich ein volles Haus durch Hervorruf „Aller" dankbar zeigte. Dem. Wiegand (Baronin Freimann) gefiel den Damen als Herr, den Herren als Dame, — den oben ausgesprochenen Tadel hinsichtlich ihres Gesanges müssen wir auch hier wiederholen. Diese Vortragsweise ist durchaus unnatürlich, und fiel besonders in dem schönen Liedchen: „Auf dem Lande ist es schön", das einen ganz einfachen Ausdruck verlangt, störend auf. — Ihr Kammermädchen (Dem. Tantz) war ein ganz netter Stubenkamerad. — Gretchen (Madam Böhn) schien uns in dieser naiven Rolle am rechten Platze, sie sang und spielte allerliebst — eine Vereinigung von Talenten, die auf kleinen Bühnen höchst selten sich findet. — Madam Siemering (Gräfin), diese Satyre auf die Antigone-Manie unserer Zeit, war ganz ergötzlich. Bei Baculus (Herrn Grahl) müssen wir das Spiel besonders lobend hervorheben, was aber den Gesang anbetrifft, so wollten wir ihn bitten, künftig der **Stimme der Natur zu folgen** und seiner Kehle nicht zu viel zuzumuthen. — Graf Eberbach (Herr Müller) und Baron v. Kronthal (Herr Bachmann) stellten die beiden leichtsinnigen Lebemänner der Neuzeit recht brav dar, und füllten auch ihre Gesangpartien, die wahrlich nicht leicht sind, zur allgemeinen Zufriedenheit aus. — Pankratius (Herr Brenk) spielte seine kleine Rolle (um seinen Lieblingsausdruck zu brauchen) **wie närr'sch!** — Der Chorführer der Schuljugend (Herr Meinhold), der sich nach einem Grünberger Original gebildet zu haben schien, errang sich durch seinen trefflichen Discant und entsprechende Mimik ein lebhaftes Da Capo. Wie schon oben erwähnt, wurden Alle gerufen, doch nur die Herrn erschienen.

Noch ein Theater-Bericht.*)

Wenn uns Herr Director Lobe in seiner ersten Anzeige auf seine vorzüglich organisirte Operisten-Gesellschaft aufmerksam machte: so konnte uns allerdings diese Anzeige ein Lächeln abnöthigen, wenn wir dabei an die frühere Gesellschaft dachten, von deren weiblichen Mitgliedern ganze Arien fast einen halben Ton zu tief gesungen wurden; ganz anders jedoch wurde diese Anzeige bewahrheitet durch die diesmaligen Gesangausübenden der Gesellschaft: Nach der berliner Elle gemessen, würde allerdings das Maß nicht zutreffen, jedoch wird uns eine gute schlesische Elle dargereicht, und zu bedauern ist's nur, daß das Grün-

*) Wir müssen das Publikum um Entschuldigung bitten, daß wir noch einem Bericht Raum vergönnen, doch scheint es uns Pflicht, unsere Mitbürger aus ihrer Lethargie in Bezug auf das Theater durch wiederholte Hinweisung auf das von der Lobe'schen Gesellschaft jetzt Dargebotene aufzurütteln. Uebrigens gehört der Einsender dem Kaufmannsstande nicht an, was zu glauben man durch seine genaue Bekanntschaft mit dem Ellenmaaße leicht verleitet werden könnte. D. R.

berger Musikpublikum so wenig Theilnahme und Anerkennung beweist. Wie soll ein Künstler bei leerem Hause Liebe zur Sache gewinnen?? Wenn wir die Aufführung des „Romeo und Julie" gut nennen, so haben wir dabei mit der schlesischen Elle gemessen, und überhaupt alle hier obwaltenden Verhältnisse im Auge gehabt, die durchaus besondere Schwierigkeiten darbieten. Wurden auch bei einigen Duetten zwischen Romeo und Julie einzelne Stellen verfehlt: so ersah man doch, daß die Ausübenden — Dem. Wiegand und Mad. Böhn — sich wieder zurecht fanden und dadurch ihre musikalische Bildung bekundeten. Wenn Beide mehr Sorgfalt auf einzelne Töne verwendeten, sie nicht gepreßt und schneidend sängen, so würde das Ganze mehr gerundet klingen. — Bei den ersten Scenen im Wildschütz war Dem. Wiegand sehr befangen, sang daher unrein und bedeutend schwach; jedoch hob sich die Stimme mehr und mehr im Verlauf der Oper. Im Ganzen wurde Romeo und Julie bei weitem besser ex.kutirt als der Wildschütz. Möchte doch bei den spätern Gesang-Aufführungen das Grünberger Publikum durch ein volles Haus den Sängern mehr Muth geben; denn bei vollem Hause singt sich's besser und giebt sich jedes Mühe. — Berlin ist Berlin und Grünberg leider Grünberg.

Mannichfaltiges.

*Lablache ist wegen seiner Zerstreutheit eben so berühmt als wegen seines Talentes. Einst will ihn der König von Neapel sprechen. Er begiebt sich ins Schloß, und im Vorzimmer, wo er Alle kennt und ihn Alle kennen, bittet er, den Hut aufbehalten zu dürfen, weil er den Schnupfen habe. Man umgiebt ihn und er sieht sich in ein Gespräch verwickelt, das er eifrig führt, als plötzlich ein Kammerherr ihn benachrichtigt, daß Se. Majestät ihn erwarte. In der Eile ergreift er einen Hut, der neben ihm auf einem Tische liegt, und hurtig damit fort, steht er vor dem Könige, einen Hut in der Hand und einen auf dem Kopfe. Was wollen Sie denn mit dem Hute, den Sie in der Hand haben, Caro Lablache! ruft ihm der König lächelnd zu. — Lablache kann den Sinn der Frage nicht begreifen und stutzt. — Ich begreife Sie nicht, wiederholt der König, wozu dient Ihnen denn der Hut? — Ma Sire! ruft der Bassist, wozu? um ihn aufzusetzen! und als ächter Neapolitaner macht er die Pantomime des Aufsetzens, wobei er seinen Mißgriff bemerkte. — Wie närrisch! rief er lachend — indem er nun in jeder Hand einen Hut hatte — was soll man wohl mit zwei Hüten, wenn man keinen Kopf hat! — Seine Majestät beider Sicilien hatte nie auf dem Theater den dicken Buffo so belacht, als hier außer demselben.

*In Leipzig ist man plötzlich einer Diebesbande auf die Spur gekommen. Eine große Anzahl Personen, meistens entlassene Sträflinge sind verhaftet und eine Masse gestohlener Sachen entdeckt worden. Eine Bande Gesindel hatte nämlich Diebstähle in den Gräbern ausgeübt. Sie brachen in Grüfte ein, rissen die Reste der Leichname heraus und beraubten dieselben ihrer Kleider, Ringe, Stiefel u. s. w.; sie wühlten Gräber auf, um den letzten Schmuck der Leichen zu stehlen. Ein solches schändliches Verbrechen wird der größten Strafe nicht entgehen. Wer erinnert sich nicht des Todtengräbers, der vor einigen Jahren in Frankreich verurtheilt wurde, weil er alle Leichen wieder ausgrub und seinen Schweinen zu fressen gab, die dadurch auch gut gemästet und vortheilhaft verkauft wurden! Welcher Schandthaten sind doch Menschen fähig!

*Die Nordamerikaner beschweren sich, daß die Europäer sie hart besteuerten; im Augenblick reisten allein 11 große Künstler dort herum, um sich hören zu lassen, darunter Ole Bull, Vieurtemps, Artot, Knoop, Casella u. A. Die beste Musik, die für die Amerikaner das größte Interesse habe, machten sie sich selbst, Klappern mit Dollars.

*Michael de Montaigne, ein französischer Weltweiser im 16. Jahrhundert sagte: mit den Ehen ist es wie mit den Vogelkäfigen; die nicht darin sind, wollen mit aller Gewalt hinein, und die, welche darin sind, möchten größtentheils wieder mit aller Gewalt heraus.

*Für eine Hochzeit machte kürzlich Jemand ein Gedicht. Dieses schloß mit folgenden Worten:

Drum stoßet an, dem Bräutigam zu Ehren,
Mög' solch ein Tag ihm oft noch wiederkehren!

Druck und Verlag von W. Levysohn.